№ 27. Erscheint wöchentl. 2 Mal.

Stettiner Hausfreund.

Donnerstag, den 5. April 1866.

Ignez von Toledo.

Historische Novelle von Georg Lotz.

(Fortsetzung.)

„Was muß ich hören! Eure Liebe wird erwiedert! Und wie lange dauert die Thorheit schon?"

„Fast drei Jahre, Sennora!"

„Drei Jahre schon, das wird immer besser! Wie nennt sich denn Euer Wunder von Schönheit?"

„Donna Ignez von Toledo."

„Donna Ignez von Toledo! Ach, der arme Mensch, er ist wahrhaftig närrisch geworden!"

„Aber, Sennora," nahm Feliciano endlich das Wort, „Ihr macht Euch unnütze Sorge, ich sehe kein Unglück bei der Sache."

„Kein Unglück, und sie hat einen Verlobten! Glaubt Ihr denn, der werde sich solche Dinge gefallen lassen?"

Feliciano erblaßte. „Einen Verlobten" wiederholte er langsam und mit zitternder Stimme.

„Stellt Euch nur noch erstaunt, Ihr kleiner Taugenichts, Ihr solltet nicht wissen, daß Donna Ignez von Toledo sich in drei Tagen mit dem Marquis von Los Herreros vermählen wird?"

Feliciano war genöthigt, sich an die Wand zu lehnen, seine Kniee schwankten, seine Augen waren plötzlich von einem dunklen Nebel umhüllt, alle seine Glieder bebten. Was die Wirthin ihm so eben offenbart hatte, war ihm völlig unbekannt gewesen und überraschte ihn um so mehr, nach dem freundlichen Lächeln, welches ihm die reizende Donna Ignez grade an diesem Tage gespendet hatte.

Sennora Carmina sah ihn einer Ohnmacht nahe, sie wusch ihm schnell die Schläfe mit Essig, dann suchte sie durch beruhigende Worte das Unheil wieder gut zu machen, welches sie gestiftet hatte, aber alles blieb vergebens; er hatte für nichts Gefühl als für seinen Schmerz.

„Sennora," fragte er endlich mit zitternder Stimme, „seid Ihr dessen gewiß, was Ihr mir so eben gesagt habt?" —

„Ganz gewiß, denn Domingo soll zum Hochzeitsmahle den Wein liefern."

„Wie, Domingo wußte das, und er hat mir nichts davon gesagt?"

„Hattet Ihr mir nicht versprochen, Donna Ignez nicht wieder zu sehen?" fragte in diesem Augenblicke die Stimme Domingos, welcher unbemerkt eingetreten war und jetzt seine Hand auf Felicianos Schulter legte. — Eine Pause trat ein, die nur durch die Seufzer des armen Studenten unterbrochen ward.

„Ja, ja, es ist wahr, ich hatte es Euch versprochen," stammelte dieser endlich, „aber konnte ich mit ihr in derselben Stadt leben, ohne den Versuch zu machen, sie wieder zu schauen? Das war mir unmöglich, Domingo, ich besaß nicht den Muth dazu, meine Liebe überwältigte meinen Vorsatz.

„Armer Bombolino," seufzte die wackere Wirthin voll Theilnahme.

„Was ist dabei zu jammern," bemerkte der Weinhändler, „was einmal geschehen ist, ist geschehen."

„Was aber noch nicht geschehen ist kann vielleicht noch ungeschehen bleiben," rief Feliciano und eilte mit raschen Schritten auf sein Zimmer. Ein Gedanke hatte ihn mit Blitzesschnelle erfaßt, der Gedanke nämlich, sich auf der Stelle zu überzeugen, ob die Nachricht der Sennora Carmina gegründet sei oder nicht, weshalb er beschloß, an Donna Ignez zu schreiben und ihr unverhohlen seine Liebe zu erkennen zu geben. Feliciano fühlte sich zu diesem Schritte durch die Freundlichkeit seiner Angebeteten ermuthigt. Er schrieb zehn Briefe, die er aber, einen nach dem andern, stets wieder zerriß, keiner sprach, seiner Meinung nach, seine Gefühle deutlich genug aus. Der eine war zu ruhig, der andre zu stürmisch, alle schienen derjenigen unwürdig, für die sie bestimmt waren. So vergingen zwei Stunden, Felicianos Stimmung war nicht ruhig genug. Die Gedanken wogten in seinem Gehirne bunt durch einander, er vermochte sie nicht zu ordnen. Erschöpft von der Anstrengung wollte er endlich die Hoffnung aufgeben, etwas zu Stande zu bringen, als plötzlich seine Blicke zufällig auf das Papier fielen, in welches der Cardinal Alberoni die Goldstücke für ihn eingewickelt hatte. —

Feliciano erfaßte das Blatt, las es und fand, o Wunder! auf demselben die anmuthigste und feurigste Liebeserklärung in Versen. Der Zufall konnte seiner Phantasie nicht besser zu Hülfe kommen: das war es grade, was der junge Student in schlichter Prosa sagen wollte, das waren seine steten Gedanken, seine einzigen Gefühle. Wer hatte diese Verse geschrieben? An wen waren sie gerichtet? Nichts konnte ihm in dieser Rücksicht Aufklärung geben. Aber was hatte das auf sich? Was kümmert wohl einen der Ursprung des Schatzes, den man findet? Das allerliebste Madrigal trug an seiner Stirn ein höchst passendes Motto: „Amore con misterio!"

Feliciano beschloß auf der Stelle, sich des gefundenen Gedichts zu bedienen; er schrieb es wörtlich und sehr sauber ab, und begab sich alsdann wieder zu seinen Wirthen, welche über sein rasches Davoneilen noch ganz bestürzt dastanden.

„Noch ist nichts verloren," rief er, indem er ihnen das Papier zeigte, das er wie einen Brief zusammen gefaltet hatte. —

„Wie, mit dem Stücke Papier wollt Ihr etwas bewerkstelligen?" fragte Domingo lachend.

„Ich werde dadurch die Verheirathung der Donna Ignez hintertreiben," erwiederte der Student.

Was fällt Euch ein, kleiner Bombolino!" rief die Wirthin; „um mit dem Marquis von Los Herreros, erstem Kammerherrn des Königs und Ritter vom goldenen Schlüssel, in die Schranken zu treten, müßtet Ihr wenigstens ein so vornehmer Mann sein, als er es ist. Nächsten Mittwoch schon soll die Hochzeit stattfinden."

„Wer weiß, was bis dahin geschehen kann," lächelte der Weinhändler. „Hat Gott nicht die Welt in sechs Tagen geschaffen, das war ein anderes Stück Arbeit; leichter ist es fürwahr, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen."

Der arme Student stand bei diesem Spotte mit niedergesenktem Blick da, und das schmerzte die ehrliche Wirthin. „Muth gefaßt," sprach sie, indem sie das Papier wieder emporhob, das seiner Hand entfallen war, „Ihr braucht noch nicht zu denken, daß Euch alles den Rücken wende."

„Ach, Ihr seid allzu gut, Sennora, wie kann ich Euch danken," stammelte Feliciano.

„Das verschiebt auf spätere Zeiten," fiel Sennora Carmina ein, „jetzt laßt uns an Eure Angelegenheiten denken. Es kann doch unmöglich Euer Ernst sein, selbst Donna Ignez zu heirathen, noch ihre Verbindung mit dem Marquis Los Herreros zu stören."

„Haltet Ihr das wirklich für ganz unmöglich?" fragte der junge Mann mit einem tiefen Seufzer.

„Seht nur, wie Domingo bei dem bloßen Gedanken die Achseln zuckt."

„Dann werde ich mich tödten," rief Feliciano verzweiflungsvoll, „ich kann nicht ohne sie leben! Es wird sie schmerzen, ich bin es gewiß, wenn sie die Nachricht von meinem Tode erhält; ich weiß es, ich bin ihr nicht gleichgültig!" —

Sennora Carmina war durch den Schmerz des jungen Mannes aufs Tiefste gerührt. „Vertraut mir Euren Brief an," sprach sie.

„Was wollt Ihr damit beginnen?" fragte Feliciano.

„Gebt ihn nur her, in einer Stunde schon soll er in den Händen der jungen Dame sein. Man hat ja schon wunderbarere Dinge erlebt." So sprechend nahm sie den Brief, warf ihre beste Mantille um und schlug den Weg nach Buen Retiro ein.

In weniger als einer Stunde war sie heimgekehrt, ihre Augen glänzten, ihre Sendung war gelungen. Donna Ignez von deren Lobe sie überströmte, hatte anfangs das galante Schreiben nur zögernd angenommen. Als sie aber den Inhalt näher betrachtet, hatte sie ihn immer wieder und wieder gelesen, mit einer seltsamen Aufmerksamkeit, dann hatte sie einen Augenblick lang nachgedacht und als Antwort nur die Bringerin gebeten, den Schreiber des Briefes zu ersuchen, sich unverzüglich zu ihr zu begeben, indem sie wichtige Fragen an ihn zu richten habe. Er solle sich verkleidet nach dem Palaste verfügen.

„Aber in welcher Verkleidung?" fragte der Student, vor Freude außer sich, aber auch wieder zitternd bei dem Gedanken, daß er mit derjenigen sprechen sollte, die er liebte.

„Habe ich Euch nicht gesagt, daß Domingo den Wein zur Hochzeitsfeier liefern soll?" fragte Sennora Carmina. „Da er zu jeder Zeit im Palaste freien Zutritt hat, wie irgend ein Hidalgo, so müßt Ihr eine Kleidung von ihm anlegen, und er wird mit Euch gehen. Ihr werdet sein Gehülfe sein, nun was sagt Ihr dazu?"

Als Antwort bedeckte Feliciano die Hand der wackeren Frau mit Küssen. Eine kurze Zeit nachher verließ er die Fonda, als Weinhändlergehülfe verkleidet, von Domingo begleitet.

IV.

Die Zusammenkunft.

Donna Ignez stammte aus einer berühmten Familie. Ihr Vater, Don Juan Mancera von Toledo, war Gesandter in Venedig und Deutschland und Vice-König im neuen Spanien gewesen. Bei seiner Rückkehr war er Major-domo der Königin Mutter und Staatsrath geworden. Gelehrt, geistreich und den Zeugnissen aller seiner Zeitgenossen zufolge, der redlichste Mann, welcher damals in Spanien lebte, vernachlässigte er nichts, seine Tochter des berühmten Namens würdig zu machen, den sie trug. Sie war sein einziges Kind und sollte die Freude und der Stolz seiner alten Tage werden. Von vielen Arbeiten und vom Alter gebeugt, starb Don Juan Mancera, grade in dem Augenblicke, in welchem er die Früchte seiner Sorge und seiner Lehren ernten wollte.

Donna Ignez war zu jener Zeit zwölf Jahre alt; sie war schon damals sehr schön und besaß vor allem jenen unbeschreibbaren Zauber, der sie einige Jahre später zu einer der verführerischesten Personen von Madrid machte. Durch den letzten Willen ihres Vaters der Prinzessin von Ursino übergeben, der ältesten Freundin des Don Mancera, verließ sie den Palast ihrer Familie, um eine Wohnung in Escurial zu beziehen.

An dem Tage, an welchem ihre Beschützerin in Ungnade fiel, wollte sie derselben in die Verbannung folgen, die Letztere aber widersetzte sich diesem Entschlusse auf das Bestimmteste. Donna Ignez sollte in den Hofstaat der jungen Königin Elisabeth von Parma treten und die Herzogin von Ursino wollte nicht, daß sie der glänzenden Zukunft entsage, die ihr geöffnet war. Und dann war es ihr auch angenehm, bei der feindseligen Stimmung, die ihr Fall bei ihr hervorgerufen hatte, am Hofe eine getreue Berichterstatterin zu haben, die ihr um so ergebener war, da sie, indem sie dem Interesse der Herzogin diente, nicht glaubte, ihre Pflicht zu verletzen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Berlin. Am Sonntag feierte ein wohlhabender Mann, obwohl er seit dem Beginn seiner nunmehr zehnjährigen Ehe alljährlich das Glück gehabt hat, eine gleiche Feier zu veranstalten, in solenner Weise die Taufe seines jüngst geborenen Sohnes, zu der er eine sehr zahlreiche Gesellschaft eingeladen hatte. Die Eingeladenen waren vollzählich erschienen; man taufte, aß recht gut, trank vorzüglich, jubelte, tanzte und der Heiterste und Gemüthlichste von Allen war, wie gewöhnlich, der Kindelbiervater. Doch jede Feier muß ein Mal ein Ende nehmen. Deshalb dachten gegen zwei Uhr Morgens einige Gäste daran, sich heimlich davon zu machen, aber es ging nicht, denn alle Thüren der Wohnung waren verschlossen und kein Schlüssel war zu finden. Die Hausfrau und Taufmutter suchte mit allen Dienstboten jede Ecke, jeden Kasten, jedes Spind durch, aber nirgends fand man die Schlüssel zu den Ausgangsthüren, selbst den Hausschlüssel nicht. Endlich blieb nichts übrig, als diesen Verlust dem Herrn des Hauses, der auch zugleich dessen Eigenthümer war, bekannt zu machen und ganz sicher glaubte man, es werde nun ein Zornausbruch folgen, aber weit gefehlt, der Mann lachte laut auf, führte seine Frau an das Fenster und zeigte nach einem auf dem Hofe liegenden im Sternenlichte blinkenden Gegenstand. Es waren die gesuchten Schlüssel. Bei den früheren Taufen waren dem Taufvater nämlich seine Gevattern stets zu früh davon gegangen und so hatte er denn, um einer Erneuerung dieses Durchgehens vorzubeugen, als er sich genügend angeheitert, alle Thüren abgeschlossen, die Schlüssel abgezogen, ein Packet daraus gemacht und dies zum Fenster hinaus auf den verschlossenen Hof geworfen. Jetzt war guter Rath theuer, denn mit so großer Heiterkeit auch zuerst dieser Staatsstreich aufgenommen wurde, so fand sich doch bei der Gesellschaft nur zu bald die Sehnsucht nach Hause wieder und immer mehr drängte Alles zum Aufbruch. Glücklicherweise war einer der jungen Leute des Hauhherrn Turner und angeheitert genug, um einen Sprung aus dem Fenster zu wagen; der kühne Sprung gelang und die Taufgesellschaft konnte in Freiheit gesetzt werden. Sehr erbaut war man zwar schließlich über den Scherz nicht, es ist aber nicht anzunehmen, daß auch nur Einer der Eingeschlossenen wegen Beraubung seiner persönlichen Freiheit Bestrafung verlangen wird.

Berlin. In dem neuerbauten Theil der Dresdener Straße, in einem Hause, das meist von sogenannten kleinen Leuten bewohnt ist, wurde mehrere Wochen hindurch ein ganz eigenthümlicher Verkehr der vornehmen Welt, oder, wenn man nur nach den Equipagen urtheilen will, jedenfalls einer reichen Damenwelt bemerkt. Wagen nach Wagen fuhr vor, tiefverschleierte Damen stiegen aus, aber auch zu Fuß erschienen, gewöhnlich paarweise, niedliche Figuren in verschleiernder Kapuze und reichbesetzter Crinoline, und Alle hatten ein Ziel, Alle wanderten vier Treppen hoch hinauf bis unter das Dach und zwar — man staune — einer Kartenlegerin wegen, von der sie partout ihr Schicksal erfahren wollten. O Stadt der Intelligenz, o aufgeklärtes neunzehntes Jahrhundert! Die weise Frau stand sich bei ihrer Kunst nicht übel, denn es gab sogar Kunden, die ihr einen

Thaler für ihre Weissagungen gaben, aber auch die Zweigroschenstücke der Dienstmädchen wurden nicht verachtet, und gewiß hätte sie bald ihre Dachwohnung verlassen und sich ein Haus kaufen können, wenn nicht die Polizei gewesen wäre, welche herausbekam, daß einige kleine Ungesetzlichkeiten bei der Kartenlegerin mit untergelaufen waren und deshalb vor einigen Tagen die neue Lenormand, der sie längst besondere Aufmerksamkeit geschenkt, verhaftet hätte. Der Zulauf von Damen aller Gattungen hat darum jedoch nicht aufgehört, nur finden sie jetzt zunächst vor der Hausthür und auf den Treppen eine höhnende Jugend und statt der erwarteten Enthüllung ihrer Zukunft vor der gesuchten Dachwohnung einen Schutzmann, dessen Anblick allein schon die hübschen Kinder in die Flucht jagt. Uebrigens soll sich, durch den guten Verdienst angelockt, bereits eine neue Sybille in demselben Hause etablirt haben, die den Erscheinenden ihre Dienste auf der untersten Treppe unter Vorzeigung eines gräulich schmutzigen Spiels Karten anbietet, bisher aber, da ihr noch der Ruf der Wahrhaftigkeit mangelt, keinen Zuspruch gehabt haben soll.

Berlin. In der vorigen Woche ereignete sich in der Hirschelstraße ein seltsamer Vorfall: Ein alter Mann in sehr desolatem Anzuge stand mit krampfhaft erhobenen Armen, einen tüchtigen Knüppel in der Hand, an einem Hause, geberdete sich wie ein Tobsüchtiger und schrie beständig: „Der jüngste Tag ist da! Der hohe Gerichtshof kommt! Wehe! wehe!“ — Da sich viel Volk um ihn versammelte, und der Tumult wuchs, erschien endlich ein Schutzmann, um den wüthenden Straßenpredider abzuführen; allein dieser hatte nur vor dem himmlischen Gerichtshofe Respect, nicht vor den Organen des irdischen und schlug daher unter allerhand Flüchen so wüthend auf den Schutzmann los, daß dieser von ihm ablassen und zwei Dienstmänner engagiren mußte, mit deren Hilfe es ihm endlich gelang, den Inspirirten zu bändigeu und in Gewahrsam zu bringen. Der Unglückliche soll ein nach dem Jahre 1848 abgesetzter und seitdem brotloser Lehrer sein.

Berlin. Wie auch der rechtschaffenste Mensch bei seinen wohlgemeintesten Handlungen oft durch unverschuldeten Irrthum in die Lage gerathen kann, einen bösen Schein auf sich zu laden, mußte jüngst eine höchst achtbare, den bessern Ständen angehörende Dame zu ihrem großen Verdruß erfahren. Anfangs vergangener Woche wurde dieselbe nämlich von einer ihr befreundeten Hausfrau, welche den an der Fürstenstraße belegenen Trokkenplatz für Mittwoch zu benutzen beabsichtigte, mit der Bitte angegangen, ab und zu die dort aufzuhängende Wäsche zu beaufsichtigen, was dieselbe um so bereitwilliger übernahm, als sie von ihrer vis-à-vis dem Trokkenplatze belegenen Wohnung die ganze Stelle genau übersehen kann. Als sie nun am Mittwoch ans Fenster tritt, sieht sie den Platz bereits mit Wäsche behängt, und da Niemand dort anwesend, nimmt sie, eingedenk ihres Versprechens am Fenster Posto. Da zeigt sich plötzlich am Himmel dunkles, regendrohendes Gewölk und in freundschaftlicher Besorgniß macht sie sich in Begleitung ihres Dienstmädchens auf, die Wäsche zusammen zu raffen, die Leinen und Klammern abzunehmen und alles vorläufig in ihrer Wohnung in Sicherheit zu bringen, nachdem sie noch der ihr zufällig begegnenden Hauswirthin den Zweck ihres eiligen Thuns gesprächsweise mitgetheilt. Ein verdrießlicher Zufall aber hatte es gefügt, daß die Freundin inzwischen einen andern Tag zur Benutzung des Trockenplatzes gewählt, und es unachtsamer Weise unterlassen hatte, ihr dies zu melden, und daß die von ihr in einstweilige Verwahrung genommene Wäsche also andern Leuten zugehörte. Man denke sich daher den Schreck der wirklichen Eigenthümer, als bei ihrer Rückkehr Wäsche, Leinen und sogar die Klammern verschwunden waren. Ihr Lamento setzte sofort die ganze Gegend in Allarm und da einige in der Nähe arbeitende Maurer das Wegschaffen der Sachen beobachtet hatten, drang die aufgeregte Menge mit drohendem Geschrei in das Haus jener Dame. Zum wahren Glück für die Letztere waren auch schnell Polizeibeamte erschienen, durch deren Recherche sich dann das Mißverständniß bald aufklärte, worauf das Publikum sich herzhaft lachend zerstreute. Wer aber in dies fröhliche Gelächter nicht mit einstimmte, war die durch den verdrießlichen Auftritt höchst erregte Dame, welche durch den beabsichtigten Freundschaftsdienst in eine so fatale Lage gebracht worden war.

Die Lenzburger (Canton Aargau) sind bekannt als heitere und freundliche Leute, aber über den Punkt der Vaterlandsliebe ist schlecht mit ihnen zu streiten. Das hat ein armer Schulmeister zu seinem Schaden erfahren, der die unglückliche Idee hatte, seine Mitbürger zu einem Vortrage einzuladen, in welchem er ihnen haarscharf beweisen wollte, daß der Tell nur ein Produkt der Phantasie sei und ein Mährchen, das dem guten Schweizervolke eines schönen Morgens aufgebunden sei. So darf man aber den Lenzburgern nicht kommen. Sie murrten, aber der Mann der Schule ließ sich dadurch nicht abschrecken und wollte ihnen sogar in der Zeitung beweisen, daß es nie einen Tell gegeben habe. Da geschah es nach dem „Badener Tagblatt“ eines Nachmittags, daß zwei Tamboure sammt einem Mann zu Pferde in rothem Mantel gehüllt, ferner ein alter Soldat mit Pfeil und Bogen, Letzterer den Wilhelm Tell vorstellend, mit großem Lärm durch die Stadt zogen, sodaß alsbald ein Auflauf entstand. Der zu Pferd hatte eine Schrift in der Hand und redete zu dem Volke, besonders aber zu der Jugend über den Tell und die Urväter des Vaterlandes, und schloß mit den eindringenden Worten: „Fort mit einem solchen Lehrer, fort! Er ist der Jugend Verderber, fort mit Dem, der den Tell wegleugnet. Tell lebe hoch!“ Der Polizeibehörde wurde dabei schon angst und der Chef derselben glaubte beim Amte requiriren zu müssen. Doch das wollte nichts damit zu thun haben und überließ dem Polizeipräsidenten, nach Gutfinden zu handeln, der endlich auf den glücklichen Gedanken kam, die Gesellschaft der Tamboure und den rothen Herold sammt dem Herrn Tell ins Wirthshaus einzuladen und ihnen da eine Kanne Wein vorzusetzen, wodurch die patriotische Entrüstung vorläufig wieder beruhigt wurde.

Druck, Verlag und Redaktion von R. Graßmann in Stettin, Schulzenstraße 17.